

Raffaella Romagnolo  
Die Sterne ordnen

ROMAN

Aus dem Italienischen von  
Maja Pflug

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2023 bei Mondadori, Mailand,  
unter dem Titel ›Aggiustare l'universo‹  
Copyright © 2023 First published in Italy by Mondadori  
This edition published in arrangement with Grandi & Associati  
Covermotiv: Design von Mara Scanavino Project  
unter Verwendung von Fotografien von Mark Owen/  
Trevillion Images (Mädchen) und Louise LeGresley/  
Alamy Stock Foto (Katze)  
Copyright © Mondadori Libri

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2024  
Diogenes Verlag AG Zürich  
www.diogenes.ch  
80/24/44/1  
ISBN 978 3 257 07310 2

*Für die, die unterrichten*  
*Für meine Banknachbarin*  
*Für die Schule insgesamt, die mich gerettet hat*



## Inhalt

SCHULJAHR 1945-46

*Aufbruch* 9

1938-1939 47

SCHULJAHR 1945-46

*Erstes Trimester* 109

1940-1943 171

SCHULJAHR 1945-46

*Zweites Trimester* 241

1943-1945 283

SCHULJAHR 1945-46

*Drittes Trimester* 387

SCHULJAHR 1945-46

*Abschied* 433

Dank 445

Nachweis 446



SCHULJAHR 1945-46

Aufbruch



## Die Lehrerin

Die Lehrerin ist zweiundzwanzig Jahre alt und heißt nach einer verstorbenen Tante Virgilia, einer Frau von himmlischer Güte und legendärer Hässlichkeit. Der Name wurde gewählt, damit die Neugeborene schon am Taufbecken lernt, dass man im Leben nicht alles haben kann.

Virgilia also. Obwohl nicht einmal Mutter und Vater sie so nennen. Auch Michele nicht (an Michele will sie nicht denken). Und auch der Direktor der Grundschule von Borgo di Dentro nicht, der doch ihren richtigen Namen kennt. Auch er nennt sie Gilla, wie alle. *Signorina Gilla*.

»Ich freue mich, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind«, sagt er und lässt sie Platz nehmen.

Gilla nickt wortlos. Es ist an ihm zu sprechen, er hat sie einbestellt.

»Ich komme sofort auf den Punkt«, fährt der Mann fort. Er hat eine Adlernase, der eng anliegende Priesterrock glänzt wie Gefieder.

Sie, jedenfalls ein Teil von ihr, hält Borgo di Dentro heute, am 23. Juli 1945, nicht mehr aus, das Dachgeschoss im Vico Luna 13, wo sie wohnt, die in der Sommerhitze glühende Altstadt, die hohen, baufälligen Mietshäuser, die feuchten, dunklen Sträßchen, die ans Mittelalter erinnernden Seiden-

spinnerinnen, Wahrsagerinnen, Arbeiter, Wäscherinnen, Hufschmiede, Nutten, Taschenräuber und Hühnerdiebe. Gassen, in denen die junge Frau sich vorsichtig bewegt, mit gesenktem Blick, um bestimmte Orte zu meiden, schmerzhaft wie die Stationen der *Via crucis*. Den »Königspalast«. Die Schusterwerkstatt an der Piazza Fontana. Sie macht nur die allernötigsten Wege. Um den blutigen Hinterhalten des Gedächtnisses zu entgehen.

Und auch den neuen Teil der Stadt erträgt sie nicht mehr, die aristokratischen Häuser mit Schieferdächern und schmiedeeisernen Balkönchen, die Apotheke, in der es nichts gibt, die melancholische Konditorei, das Modegeschäft, das kürzlich wieder eröffnet hat, den verstaubten Kurzwarenladen. Sie hasst die leeren oder nur mit ein bisschen Ramsch bestückten Schaufenster. Den Bäcker, der nur dunkles Brot hat, wenige Laibe. Die Schlange vor dem Ernährungsamt, wo man die Lebensmittelkarten abholt.

»Ich habe sehr schmeichelhafte Informationen über Sie erhalten. Ihr Aufopferungsgeist ...«

Das Büro des Pfarrers und Direktors ist eine triste Kammer. An der kahlen Wand hinter dem Mann das Kruzifix und ein Kalender, stehengeblieben im Monat April 1942, dem »xx. Jahr der faschistischen Ära«. In einer Ecke ein Haufen unbrauchbarer Möbel.

»Ich weiß, dass Sie sich ausgezeichnet haben ...«

Sie hat Mühe, nicht den Faden zu verlieren. Am liebsten würde sie den alten Kalender vom Nagel reißen und ihn zerfetzen. Die Vergangenheit ist vorbei! Aber es ist nicht nur der Kalender, es ist der Ort, der ihr Unbehagen bereitet. Nicht das Büro: das ganze Gebäude. Als sei sie in einem

verseuchten Haus. Deswegen ist sie unruhig. Unter den Sohlen spürt sie Strohhalme, Sägespäne. Ein Nachtlager? Von Tieren? Menschen?

»Die Prüfungen, die Sie überstanden haben ...«, fährt er fort.

Warum hat sie eingewilligt, den Mann zu treffen, wenn ein Teil von ihr schon die Koffer gepackt hat? Gilla gehört nicht nach Borgo di Dentro: Sie gehört nach Genua, ist einen Schritt von der Piazza Colombo entfernt geboren, zwischen Via Galata und Via San Vincenzo aufgewachsen, dort ist sie zur Schule gegangen, dort hat sie das Lehrerinnendiplom gemacht, dort hat sie Sturmangriffe von viermotorigen Avro Lancasters voller riesiger, explosiver Eier überlebt. »Haben Sie schon mal den Krater einer Zehn-Tonnen-Bombe gesehen?«, fragt sie.

Der Direktor betrachtet sie schweigend. Falls ihn die Unterbrechung wundert, zeigt er es nicht. Er hebt die zusammengelegten Hände vors Gesicht. Die klauenartigen Finger trommeln und erzeugen dabei ein feines Geräusch. »Unsere kleine Gemeinschaft hat bereitwillig viele Ihrer Mitbürger aufgenommen, als sie auf der Flucht waren«, sagt er dann.

Ein Punkt für ihn, denkt Gilla. *Pass auf*, würde Michele sagen. *Die Priester machen dir Schuldgefühle, sie laden dir die Verantwortung für Sachen auf, für die du nichts kannst, sie manipulieren dich, ziehen dich auf ihre Seite.* (An Michele will sie nicht denken. Zu viel Sehnsucht, zu viel Schmerz.)

Bleibt die Tatsache, dass sie nicht an diesen Ort gehört. Und ist damit nicht der Augenblick gekommen, sich auf

den Heimweg zu machen wie alle anderen Evakuierten? Was hält sie hier fest? Ihre Eltern haben Borgo di Dentro und das Dachgeschoss im Vico Luna 13 schon vor Monaten verlassen. Die Wohnung in Genua steht noch, die Uhrmacherwerkstatt ihres Vaters ebenfalls. Sie schreiben ihr Postkarten aus der Welt von früher. Der Hafen, die Strandpromenade von Sestri.

*Papa hat das Geschäft wieder eröffnet. Wir waren zum Baden am Meer. Wir warten auf Dich.*

Manchmal werden sie auch deutlicher.

*Der Krieg ist zu Ende, worauf wartest Du noch?*

»Und außerdem sind die Nöte, die die Bewohner von Genua ertragen mussten, in gewisser Weise vergleichbar mit denen, die unsere kleine Gemeinschaft betroffen haben«, fängt der Direktor wieder an. »Aber das wissen Sie ja selbst. Und gerade die Bindung, die Sie aufzubauen verstanden haben ...«

Die Kammer ist feucht, Gilla schlingt die Arme um den Körper, sie fröstelt.

»... im Grunde geht es nur darum, die Aufgabe zu Ende zu bringen, Signorina Gilla. Auch die Kinder von Borgo di Dentro ...«

»Haben das verdient?«, ergänzt sie abrupt. Worte wie Geschosse, die sie nicht zurückhalten konnte. Der Mann zieht ein Blatt unter der ledernen Schreibunterlage hervor, die schwarz ist wie der Tisch, das Kreuz und die Soutane,

legt es vor sich und schiebt es ihr mit zwei Fingern hin. Darauf steht:

BORGO DI DENTRO  
GRUNDSCHULE  
SCHULJAHR 1945–1946  
ANTRAG AUF INDIENSTSTELLUNG

Ihr ist, als hörte sie das Geräusch einer Falle, die zuschnappt. Sie möchte aufspringen und ihm, ihm und allen anderen, ins Gesicht schreien: »Der Krieg ist zu Ende!« Doch sie bleibt sitzen und schweigt, lässt ihren Blick schweifen. Die Verwüstung. Die Verwüstung und die ganze Arbeit, die noch zu tun bleibt. Also nimmt sie ruppig das Blatt, füllt es aus und unterschreibt. Allein, mit zusammengepressten Lippen geht sie dann wieder in den glühend heißen Sommer hinaus. *Gilla, Gilla, so ist der Beruf der Pfaffen*, sagt Michele in ihrem Kopf, und seine Augen lachen.

## Das kleine Mädchen

**E**nde August 1945. Eine trüchtige Katze schlüpft durch den Schilfrohrzaun und betritt das Gelände des Waisenhauses. Sie ist zu jung, um zu wissen, dass dort, wo jetzt Weinbergpfähle und Flussröhricht stehen, einmal ein hoher Gitterzaun war. Stangen, Stäbe, Ziernägel, dekorativ gedrehte Leisten und oben Lanzenspitzen, beschlagnahmt von Seiner Exzellenz Cavalier Benito Mussolini. Eisengitter, zu Haubitzen geworden, und Haubitzen, weggefegt wie Blätter vom Wind.

Die Katze läuft rasch, mit wachsamen Sinnen. Grauer Rücken, weißer Bauch. So mager, dass die Schwellung durch den Nachwuchs gar nicht zu ihr zu gehören scheint, sondern in der hochstehenden Sonne wie ein Fremdkörper wirkt, eine glänzende Beule.

Sie meidet den schmalen Weg, erreicht eine Ecke, schleicht unter den großen Fenstern der Schlagsäle eng an der Mauer entlang. Blitzschnell saust sie am Hinterausgang vorbei, den die Nonnen benutzen, um in den Gemüsegarten zu gelangen. Sie wirft keinen Blick in die Zimmerflucht, wo es nach Seife und Schweiß riecht, schon gar nicht heute. Rasch eilt sie weiter mit der Last, die unter ihr baumelt und beinahe die Betonfliesen streift. Noch mehr Fenster, und Türen, die zu Hortensienbeeten hinausgehen, zu den ver-

blühten Rosen, zur majestätischen Zeder, unter der die Mädchen in der heißesten Zeit Schutz suchen dürfen nach dem Stickunterricht und vor dem Nachmittagsgebet.

Hier bleibt die Katze stehen. Sie prüft die Lage, ignoriert Grashüpfer, kleine Würmer. Die Luft riecht nach reifen Feigen, Blütenstaub und Menschen. Dann läuft sie weiter, umrundet das Gebäude, erreicht die Rückseite, den verlassenem Teil, der jetzt im Schatten liegt, zu viel sogar für die Hortensien, die ihn doch lieben, an die Tomaten gar nicht zu denken. Es ist eine ebene Fläche, wo nur Gänseblümchen, Löwenzahn und Brennnesseln gedeihen. Die Katze zögert, beobachtet, schnuppert. In einer Ecke weggeworfener Hausrat, altes Zeug, das niemand mehr benutzt. Sie nähert sich einer rostigen Tonne, klettert kühn auf zwei zerfetzte Reifen, mustert die Stacheln eines Brombeerstrauchs. Eine kleine Brettertüre, abgeschlossen, unten von der Feuchtigkeit zerfressen. Sie schnuppert daran. Abgründe des Nichts, Geruch nach Dunkelheit und Leere. Sie macht sich ganz flach und kriecht untendurch in den Kellerraum.

Das kleine Mädchen hockt im Windschatten, deshalb riecht die Katze es nicht, als sie vorsichtig die Stufen hinunterläuft. Es ist eher ein Verschlag als ein Keller, eng, übel riechend, Wände aus Backstein und vereinzelt Kippfenster, durch die Rechtecke aus grauem Licht hereinfallen. In einem Winkel findet sie einen zerlöchernten, mehrfach geflickten Sack, rau und doch weich, genau richtig. Sie kauert sich nieder. In Wellen überlaufen die ersten Wehen das Fell. Sie schließt halb die Augen. Atmet tief. Blut. Kein Laut.

Unterdessen dreht das kleine Mädchen den Schlüssel und öffnet die Tür. Eine Wolke von Kälte, Feuchtigkeit,

Schimmel. Sie braucht ein paar Sekunden, bis ihre Augen sich an das Halbdunkel gewöhnen und sie den Mut findet hineinzugehen.

Die Katze hat keine Möglichkeit zu fliehen, weder vor den Wehen noch vor dem kleinen Mädchen, das näher kommt. Sie bemerkt gerade noch, dass die Kleine sich auf die Fersen hockt. Der Geruch ihrer Fußzehen, die aus den Sandalen hervorschauen, wäre es wert, genauer untersucht zu werden. Aber nicht jetzt.

Das Fell des ersten Katzenbabys ist hell und glitschig. Es leuchtet im Dunkeln. Die Kleine würde Mutter und Kind gern berühren, doch sie traut sich nicht. Das Junge hängt sich sofort an eine Zitze. Die Pfötchen sind fleischfarbene Krallen. Noch nie hat die Kleine etwas Zärtlicheres, Grausameres, Verblüffenderes gesehen.

Im Lauf einer Stunde kommen das zweite, das dritte und das vierte Junge zur Welt. Dasselbe Grau, dasselbe Weiß wie die Mutter. Die Kleine geht zurück zur Tür und schließt von innen ab. *Klack*, schnappt das Schloss zu. »Das ist unser Geheimnis«, sagt sie.

Die Katze lässt sich am Hals kraulen. Am nächsten Morgen kriecht sie unter der Brettertüre durch ins Freie, um auf Futterjagd zu gehen. Zwanzig Tage lang pendelt sie zwischen drinnen und draußen, dann verschwindet sie. Das kleine Mädchen fürchtet, dass sie gefangen worden ist. Katzenfleisch schmeckt so ähnlich wie das von Kaninchen, bloß ein bisschen süßer. Nur das vierte Junge überlebt.

## Das mechanische Planetarium

Ende August 1945. Während das kleine Mädchen der trächtigen Katze in den Verschlag folgt, trifft der Direktor in der Schule die sieben Lehrer und dreizehn Lehrerinnen, die sich bereit erklärt haben, im Schuljahr 1945–46 ihren Dienst anzutreten.

»Achtzehn Monate Besatzung, und das ist das Ergebnis!«, beginnt er. Das Grüppchen erwartet eine große Rede, doch er beschränkt sich darauf, voranzugehen. Die ganze Runde, Klassenzimmer für Klassenzimmer, Abstellraum für Abstellraum, Toiletten und Souterrain. Vor der großen Putzaktion sollen sich alle im Klaren sein über die verschmierten Wände, die verdreckten Ecken, den Gestank, die rücksichtslos aufeinandergetürmten Bänke, die herausgerissenen Dielen, die in irgendeinem Ofen gelandeten Fußschemel. »Kennt jemand einen hilfsbereiten Schreiner?«

Gilla wird blass. Der erbärmliche Zustand der Turnhalle im Untergeschoss nimmt ihr den Atem. Die Kletterwand. Zeichen am Holz, die wie Schreie wirken. Stricke? Ketten? Als sie an den Sprossen vorbeigeht, wendet sie das Gesicht ab. Erst auf dem Rückweg nach oben kann sie aufatmen.

»Alles ist weg«, predigt der Direktor unterdessen, »alles!« Papier, Tinte, Abakusse, Schreibfedern, Lineale, Winkelmesser, Zirkel, die Schachteln mit den Gewichten, die

Holzmodelle des Kubus, der Kugel, der Pyramide. »Was wollten die Deutschen nur mit unseren Abc-Fibeln? Die Nazis haben hier ihr Militärhospital eingerichtet, das wissen Sie, oder? Aber was sollten die Verwundeten, die Krankenpfleger, die Offiziere mit unseren Sachen anfangen?« Die topografischen Karten sind völlig verschmiert. Die Landkarten ebenso. Benutzbar sind höchstens zwei oder drei. Für zwanzig Klassen.

Untröstlich zieht die Prozession weiter, die Lehrer und Lehrerinnen senken bei den Klagen des Direktors den Kopf. Gilla beschließt die Reihe, ihr Blick wandert über die Verwüstung. Scherben, gesplittertes Glas, ein Bücherriemen, schmutzige Binden, ein Spitzer. Doch da, an ein an zwei Stellen eingerissenes Drahtgitter gelehnt, glitzert etwas. Neugierig beugt Gilla sich hinunter und entdeckt, dass es sich um ein mechanisches Planetarium handelt, ein raffiniertes Modell des Sonnensystems aus Metall und Pappmaschee, die Kurbel für die Bewegung der Drehachse, die mit Temperafarben bemalten Planeten, der Sockel mit den goldverzierten Sternzeichen. Sie verengt die Augen zu Schlitzeln, während die Stimme des Direktors sich entfernt. Ist das schön, denkt sie. Wenn es bloß nicht so angeschlagen wäre, die Ärmchen verbogen, nutzlos. Rasch läuft sie an den anderen vorbei nach vorne. »Darf ich das mitnehmen?«, fragt sie.

Zurück in der Dachwohnung im Vico Luna stellt sie es auf den Küchentisch. Die Sterne ordnen. Sie blättert in dem naturwissenschaftlichen Buch des Lehrerbildungsinstituts, bis sie die Doppelseite findet, die dem Universum gewidmet ist. Merkur und Mars scheinen in Ordnung zu sein.

Venus fehlt. Die Ärmchen von Uranus und Pluto ähneln unnatürlich verrenkten Gliedmaßen. Bei Pluto fehlt auch die Stütze, und Gilla folgert daraus, dass das Modell vor der Entdeckung des kleinsten Planeten des Sonnensystems gebaut wurde. Saturn ist da, aber er hat seine Ringe verloren. Das Ärmchen des Jupiters ist an zwei Stellen geknickt, so dass die metallische Bahn des größten Planeten die der anderen behindert. Der Mond ist wer weiß wohin gerollt. Die Erde ist in zwei Teile gespalten.

Zum Spaß die Umlaufbahn des Jupiters verbiegen, denkt sie. Nacheinander die Ringe des Saturns abstreifen. Und gleichzeitig im Keller Finger und Zehen zertrümmern, Knochen brechen, Brustwarzen quetschen.

Sie hält die Gedanken im Zaum, indem sie den Mechanismus studiert, sich das Innere vorstellt. Sie liebt es, sich in Getriebe zu versenken. Das hat sie vom Vater, dem Uhrmacher, gelernt. Auch sie hat überaus geschickte Hände. Ein Lichtblick. Doch die Vergangenheit umweht sie überall.

## Erster Schultag

### I

**D**er September zieht sich hin, in den Geschäften gibt es immer noch fast nichts zu kaufen, immer noch gelten die Lebensmittelkarten. Der Unterricht hätte am 1. Oktober beginnen sollen, das wäre die Regel, aber das Ministerium verschiebt den Start um zwei Wochen. Das erste Schuljahr ohne Krieg kommt mühsam in Gang.

Gilla verlässt das Haus nur, um etwas zu essen zu kaufen. Sie studiert die neuen ministerialen Lehrpläne für die Grundschule des befreiten Italiens und macht sich Notizen in ihr Heft, während sie ein Stück Brot knabbert oder eine halbe Tasse Milch hinunterkippt. Sie deckt den Tisch nicht wie früher, als sie das Dachgeschoss noch mit den Eltern teilte, nie isst sie richtig zu Mittag oder zu Abend. Die meiste Zeit verbringt sie allein, ihre einzige Gesellschaft sind die Stimmen in ihrem Kopf, die Stimmen derjenigen, die sie verloren hat oder die weit weg sind, oder Stimmen aus dem Radio, aber nicht so oft, weil sie vor allem Musik hört. Selten trifft sie ihre Freundin Rosa Maria, die nach dem Krieg außerhalb eine Stelle als Weberin in einer Fabrik gefunden hat und fast nie zu Hause ist. In jedem Fall sind es kurze Begegnungen, eine flüchtige halbe Stunde, in der vor

allem Rosa Maria spricht, doch Gilla ist es recht, denn sie fühlt, dass sie keine langen, intimen Gespräche aushalten könnte. Sie hat auch keine Lust, in den Zug zu steigen, nach Genua zu fahren und den Tag mit ihrer Familie zu verbringen. Nur abends, wenn sie am Modell des Sonnensystems arbeitet, wird ihr leicht ums Herz, doch schon bald drängt eine unüberwindliche Müdigkeit sie ins Bett, und in der Nacht hat sie beängstigende Träume. Ein Souterrain voller Kinder, dann voller Verwundeter, Michele, der ihr mit einer Spritze in der Hand entgegenkommt, und sie wacht auf. Berge von Schutt, Staub, Gestank, gellende Stimmen unter den Trümmerhaufen, und sie wacht auf. Ein Wald, dunkel wie in der Nacht, obwohl es Tag ist, sie hinkt bergauf, weiß, dass sie spät dran ist, schaut auf die Uhr an ihrem Handgelenk, es ist eine Männeruhr, sie steht, sie gehört Michele. »Wirf sie weg, Gilla«, sagt ihr Vater, und sie wacht auf, und es fällt ihr schwer, wieder einzuschlafen.

Als sie am Morgen des ersten Schultags steif vor Kälte aufsteht, ist es noch dunkel. Der Herbst schreitet ohne Erbarmen voran. Sie denkt nicht an die rötliche Maserung der Rebstöcke, an die Explosion von Gelb und Orange der Kakis in den Höfen, an den fleischigen Geruch von umgegrabener Erde und auch nicht an den süßen, intensiven Duft nach Rauch und gerösteten Kastanien. Solche Sachen nimmt sie nicht mehr wahr, als hätte sie die Fähigkeit dazu verloren. Die Energie. Es kostet sie schon so viel Kraft, die quälenden Bilder zu bekämpfen, die sie nachts heimsuchen.

Aber jetzt los! Morgenrock, Ofen, die Scheite anfachen. Die Toilette im Treppenhaus. Das Wasser erwärmen. Sich Gesicht, Hals, Ohren und Achseln waschen. Frühstück

mit der übrigen Milch vom Vorabend, den Blick fest auf das kleine Modell des Sonnensystems gerichtet, das gut die Hälfte des Tisches einnimmt. Rundherum Beilagscheiben, Schrauben, Klebstoff, eine Rolle Draht. Eine Riesenunordnung, aber was macht das schon, wenn sie hier allein lebt? Sie ist niemandem Rechenschaft schuldig. Der letzte Schluck Milch. Nicht innehalten, nicht zögern. Die Tasse abspülen. Den Behälter des Eisens mit Glut füllen, auf der freien Seite des Tisches die Bluse bügeln, dann das graue Kostüm ausbürsten, die Schuhe polieren. Die Tasche packen mit dem, was sie in den letzten Tagen in der Gegend auftreiben konnte. Sieben Bleistifte, ein Bündel Löschpapier, eine fast volle Schachtel Kreiden, fünf Hefte von der Fürsorge, mit schwarzem Einband und rotem Farbschnitt.

Auftreiben: Sie hat den Eindruck, nichts anderes getan zu haben, seit sie vor beinahe drei Jahren in Borgo di Dentro angekommen ist, mit den Eltern evakuiert. Reis, Butter, Käse, Tütchen mit echtem Kaffee. Sie versteckte die paar Lebensmittel im Korb ihres Fahrrads unter einem Stapel Bücher. Wenn die Wehrmachtssoldaten beschlossen, sie zu kontrollieren, dachten sie, Gilla wäre auf dem Schwarzmarkt tätig. Sie lachten, beschlagnahmten die Sachen und schauten nicht zwischen den Seiten nach. An chiffrierte Botschaften dachten sie nicht. Dummköpfe! Zum Heulen, das gute Essen herzugeben, das die in den Bergen rund um den Ort versteckten Partisanen so dringend gebraucht hätten. Aber auch zum Lachen, dass die Soldaten so blöd waren. Manchmal reichte es schon, ein Knie zu entblößen. Solche Idioten. Einen Knopf aufzumachen, zuzulassen, dass

sich der Rock hob. Aber schade um Reis und Butter, die nicht leicht aufzutreiben waren. Es fehlte an allem.

Wie jetzt, denkt Gilla. Sie schnauft hörbar und stellt die Tasche neben die Schuhe. Legt noch vier Taschentücher und einen Apfel dazu. Wer nie in einer Grundschulklasse war, kann sich nicht vorstellen, welche Wunder ein Apfel im rechten Augenblick wirken kann. Sie hört die Glocken. Eilig knöpft sie den Mantel zu und greift nach der Tasche. Blick zum Spiegelbild in der Vitrine. Hochgesteckte Haare, ernstes Gesicht. Sie erkennt sich nicht wieder. Logisch, denkt sie.

Sie kommt zu früh. Geht in das der 5D zugewiesene Klassenzimmer, stellt die Tasche auf das Podest neben das Pult und hängt ihren Mantel an einen Nagel in der Wand dahinter, leer bis auf das Kruzifix. Keine Landkarte, kein Bild des Königs.

Sie sieht sich um. Auch die anderen Wände sind kahl. Durch die großen Fenster überschwemmt das frühe Licht nicht vergipste Risse, mit der Messerspitze eingeritzte Zeichen, schwer zu deutende Flecken. Wein? Oder Schlimmeres? Wer hier frisch gestrichen hat, war nicht besonders sorgfältig. Oder die Mittel waren unzulänglich. Sie fasst an die Heizkörper. Kalt. Sie überprüft, ob die Tafel sauber ist, die Kreiden und der Schwamm ordentlich bereitliegen. Es ist wichtig, die Pannen vorherzusehen, die Überraschungen gering zu halten.

Sie geht zwischen den Bänken hindurch. Zwölf unförmige Dinger aus glänzendem Holz, schwarze Ablagen zum Aufklappen. Schwierig, sich hinzusetzen, kompliziert, sich zu bewegen, sich nach hinten oder zur Seite zu drehen, auf-

zustehen. Käfig-Bänke, Bänke wie Rettungsboote auf stürmischen Ozeanen. Sie zählt die Sitzplätze und vergleicht sie mit den dreiundzwanzig Namen im Register. Jede Bank hat zwei Plätze, ein Platz ist übrig. Jemand wird auf hoher See allein bleiben. Wachsen bedeutet schließlich auch, sich selbst zu genügen. Jede Ablage hat in der Mitte ein Loch. In jedem Loch ein Tintenfass. Mit Tinte. Gut, denkt die Lehrerin Gilla. Jedes mögliche Hindernis vorhersehen. *Estote parati*, seid bereit.

Auch wenn es nicht stimmt, betrachtet sie diesen als ihren ersten Tag als Lehrerin. Unterrichten heißt nicht erklären, diktieren, korrigieren, Nasen putzen, Verletzungen verarzten, Chöre dirigieren, Knoten entwirren, ausschimpfen, bestrafen. Unterrichten heißt, all das jeden Tag tun, denkt die Lehrerin Gilla. Die in den ersten Kriegsjahren in Genua gemachte Erfahrung zählt sie nicht mit, weil es ihrer Ansicht nach keine richtige Schule war. Improvisierter Unterricht, wackelige Stundenpläne, mehr ausgefallene als reguläre Schultage. Angstverzernte Gesichter, geweitete Augen wegen der nächtlichen Bombenangriffe, Kleine wie Große zum Umfallen müde. Jungen und Mädchen, die von einem Tag zum andern spurlos verschwanden. Andere, die schwächig und erschrocken erschienen, um Prüfungen abzulegen, die nur noch eine Formalität darstellten. *Ausreichend. Bestanden. Die Schülerin zeigt ...* Auch wenn die Schülerin, hungrig und ohne die geringste Ahnung, bloß zeigte, dass sie anwesend war.

Jetzt dagegen beginnt die richtige Schule, denkt die Lehrerin Gilla. Dreiundzwanzig kleine Mädchen, die sie nicht kennt. Sie kehrt zum Pult zurück. Ihre Schritte hallen im

leeren Raum. Sie zieht ihr Heft aus der Tasche. Überfliegt die Notizen. Sechs, die die Klasse wiederholen. Drei kommen aus der Altstadt, essen in der Schule zu Mittag, bekommen nachmittags im Hort einen Imbiss, Frühstück und Abendessen weiß man nicht. Vier wohnen in der Neustadt. Die, vermutet die Lehrerin Gilla, haben makellose Hefte, ordentliche Bücher, eine elegante Schrift und Zöpfe mit Schleifen. Zwölf stammen aus der Peripherie, also vom Land. Drei sind Halbwaisen von Mutterseite, sechs von Vaterseite. Zwei sind brustkrank. Über vier konnte der Direktor keine Auskunft geben. Müsste sie wetten, wer in der Bank allein bleibt, würde die Lehrerin Gilla auf ein Mädchen vom Land tippen.

Das Pult hat zwei Schubladen. Sie öffnet die erste. Leer. Sie legt die Kreiden, die Hefte und den Apfel hinein. Die Minuten eilen dahin, das Herz beschleunigt: Der erste Tag ist ein großer Schrecken. Sie stellt sich die in einer Reihe stehenden Schülerinnen vor. Schwarzer Schulkittel, weißer Kragen, blaue Schleife. Ein unbekanntes, unvorhersehbares Heer, und das Schuljahr, das heute beginnt, das erste seit Kriegsende, kommt auf sie zu wie ein rasender Zug. Erstes Trimester, Weihnachten, zweites Trimester, Ostern, drittes Trimester, Sommer, Prüfungen, schriftlich, mündlich, Beurteilungen, Grundschulabschlusszeugnisse. Das Übermaß dessen, was alles getan werden muss, nimmt ihr den Atem. Es muss gut gemacht werden. Italienisch, Arithmetik, Geschichte, Erdkunde, Schönschrift, Singen, Religion. Zuschneiden, Nähen, Sticken und Stopfen. Laufen, Geräteturnen, Freiübungen. Sie massiert ihre Augenlider, dann schaut sie in die zweite Schublade. Darin liegt ein zwei Spannen

langer Rohrstock, der Griff abgenutzt, die Spitze dünn und biegsam. Sie schiebt sie wieder zu. Zieht erneut ihren Mantel an, nimmt die Tasche und macht sich auf zum Eingang, um die dreiundzwanzig kleinen Mädchen in Empfang zu nehmen, die der 5D zugeteilt sind.